



Beilage zum General-Anzeiger für die gesamte Neumark.

3. Blatt.

Landesberg (Warthe), Dienstag, 11. Mai 1926.

Nr. 9.

Unsere heimische Mundart.

Eigenarten ihres Wortbestandes.

Von Erich Dahms-Schells.

In der „Heimat“ ist des öfteren der Dichter Karl Valentin Immanuel Döfler (1821 bis 1874), der sich als ein „Allen Mundarten“ beizugehört, als Mundart-Dichter des Neumarkischen genannt worden. Er hat seine Jugend in Tornow, 7 Kilometer nördlich von Birk, verlebt und seine Werke im Tornower Dialekt niedergeschrieben. Die Mundart, in der er vor 50 Jahren schrieb, weicht im Lautbestand ab von der heute im Tornower und noch vielmehr im gesamten Gebiet der nördlichen Neumark gesprochenen Mundart. Allerdings besteht die Möglichkeit, daß 40 bis 50 Jahre Sprachentwicklung unter Umständen Abweichungen und Veränderungen, sogar beträchtlichen Umfangs, begünstigt haben können.

Noch größeren Abweichungen begegnen wir in den Werken seines Namensvetters Franz Adam Ostler (1808 bis 1880), der seine Jugend in Sträße bei Solditz verlebte, und der unter dem Pseudonym Angelus Neumarkensis schrieb. „U'n Sangguttenleik“ ist sein Hauptwerk. Seine Mundart hat in der Hauptsache nur das Aussehen des Neumarkischen.

Somit sind die beiden Döfler nicht als Pronenzen für die Mundartforschung aufzufassen. Sie wollten ja auch gar nicht die Mundart als solche darstellen, sondern die ihnen vorliegenden wirkungsvollen, meist humoristischen, bildhaften Stoffe und ein mehr oder weniger begrenztes volkstümliches Interesse, mögen für die Erziehung des dichterischen Schaffens gewesen sein. Möglicherweise ahnten sie nur den, in ihrer Zeit unerschütterlichen Mundart-Dichter Fritz Reuter noch; erschienen doch in der Zeit von 1853 bis 1874 Fritz Reuter's Erzählungen.

Für die Mundartforschung im Gebiet der gesamten Neumark sind die Werke von Hermann Zuchert, a. St. Professor am Niederdeutschen Seminar an der Universität Rostock grundlegend. In diesen einflussreichen Werken wird von dem Forscher, der aus Leipzig gehörig ist, gezeigt, daß es innerhalb des geographischen Begriffes Neumark eine einheitliche Mundart nicht gibt. Jedes Dorf besitzt seine eigene Sprache, in Wirklichkeiten in Sprache und Ausdruck begannen wir in jeder Familie, selbst beim einzelnen Menschen ändert sich die Gestalt der Laute nach Stimmung und Erregung, endlich daß sich der Wortschatz dem Bedürfnis der Lebensweise an. Das sind unüberwindliche Tatsachen. Gekleidet der Sprachgestaltung, auch der Sprachgestaltung unserer Heimatgebiete. Dennoch lassen sich in unserer Heimat sprachlich 3 Hauptgebiete erkennen, wie sie auch geographisch gewonnen sind: Das Südende der Neumark, das Westende, das Sternberger Land.

Das Letzte möge hier von der Betrachtung ausgeschlossen bleiben und nur festgehalten sein, daß es zum überwiegenden Teil im Nordrand des mitteleuropäischen Sprachgebietes liegt.

Innerhalb der verbleibenden beiden Hauptgebiete besteht auch nicht einmal eine Einheitlichkeit, hier gibt es wieder einzelne Mundarten. Diese Mundarten sind durch die Besiedelung im Verlauf der geschichtlichen Entwicklung entstanden. Die Heimat der Siebler: ob vom Westen des alten Deutschland, von der Rhein-Region, Süden oder Norden kommend, die hiesigen Bevölkerung der einzelnen Gebiete, die gegenseitigen Beziehungen derselben, geographische Tatsachen: die Warthe als Verkehrsüberwindnis und Scheidungslinie, umfangreiche Waldgebiete und ihr trennender Einfluß und hier noch noch für Gründe, deren sichere Kenntnis sich uns heute entzieht, haben unsere Heimatgelehrten in Bezug auf die Volkssprache eine gewisse Unklarheit vertriehen. Daß aus der Wendigkeit unserer Heimat auch sprachlich noch Reste der Vergangenheit sind, z. B. Soofte, Kanute, Blaupe, daß Festgezeiten, wie der dreißigjährige Krieg, und besonders die Unglücksjahre 1806 bis 1812 auf die Sprache gestaltend eingewirkt haben, Fremdwörter so gar in mundartlicher Umgestaltung — fermot gleich famos, Wendole gleich Wendel, Kolndel gleich Kurland usw. — sei nur angedeutet.

Häufig verkennt man die Richtung, wie in der Neumark, prägen ja gar keine Mundart. Die vorstehend dargelegten Tatsachen widerlegen diese Ansicht.

Viele glauben auch, nur das Plattdeutsche als Mundart ansprechen zu können, weil unsere Heimatlandschaft, besonders im Westende, sich von dem Niederdeutschen Fritz Reuter's am ehesten entfernt. — Das liegt doch nur daran, daß unsere Heimatmundart, die mit dem Neumarkischen Platt zum niederdeutschen Sprachgebiet gehört, nicht in dem Maße sichtlich in Erscheinung getreten ist, wie eben das Westfälische Platt durch Fritz Reuter. Gegen diesen vorwärtigen Heimatdichter haben unsere beiden Vorfahren nicht auskommen können.

Endlich aber hat auch die einseitige und ausgleichende Einwirkung der hochdeutschen Schriftsprache, der Beizungssprache, der Schulsprache, der Reichssprache, an dem genannten Vorurteil schuld.

Tatsächlich ist festzustellen, daß das Volkstümliche unserer Tage nicht mehr in dem Umfange Mundart spricht, wie vor einem Menschenalter.

Weshalb auch heute noch das Hochdeutsche in unserer Heimat die Mundart verdrängt — wieviel gar aufgeben — dergestalt, daß

die Mundartgruppen der enger begrenzten Gebiete, die Mundarteninseln, vergehen, und daß nur noch die Unterschiede zwischen der ober-, mittel- und niederdeutschen Mundart und innerhalb derselben einzelne größere Mundartgebiete an gewissen rein äußerlichen Merkmalen erkennbar bleiben, z. B. das ostpreussische „schmarre“, das nordwestdeutsche „spise“, z. B. „B.“-Lehen, u. d. d.

Aber noch etwas Anderes wird bleiben, etwas, was sich heute trotz der bedenklich fortschreitenden Einwirkung des Hochdeutschen auf die Mundarten aller beinahe hat, ich will es launig nennen: eigentlich sind es schon Reste, die aus den letzten, den Finsternissen der Sprache, aus den ältesten Zeiten der Vorkristumwelt.

Schauen wir einmal der Volkssprache im Rahmen (auch ein Reigen), beim Dandel mit seinen allseitigen, mehr oder weniger nützlichen Worten und Wörtern, laufen wir mit dem Volkstum im Wartezimmer des Arztes, des Rechtsanwalts, auf den Gängen des Gerichtsgebäudes (Aulturnung), dem Finanzamt, lauschen wir die lärmlichen Vergessungen und aus der Volkssprache in der Stadt, bei Festlichkeiten, bei Hochzeiten, Festreueungen, öffentlichen Versammlungen oder unter dem Heulen der Zuschauer bei Tanz- und Vereinsfesten, und doch, endlich aber dem persönlichen, vertrauten Gesprächs mund- und sungenwörter heute bei der Arbeit in Landwirtschaft und Werkstatt, also überall, wo das Volk zum Vorschein kommt: Unpflüglicht formen die Gräbner die Erde, die durch ihren Klang, durch die Lautspitze, Anmutigkeit, den Sinngehalt treffen bezaubern. Was man hochdeutsch nur unter Zuhilfenahme vieler Wörter und Begriffe auszuordnen vermag, sagt der Volksmund oft mit einem kurzen oder langen, jedenfalls aber mit einem Wort, und dem klaren und lautenwörtlichen Mundart braucht es nicht weiter verständlich zu werden.

Manche von diesen Ausdrücken werden häufig gebraucht, manche sind seltener, und doch leben sie im Unterbewusstsein des Volkes und sind eines Augenblicks, da ungerufen, kommen auf die Zunge, werden gebraucht und sind verbunden, kaum noch gedanklichmäßig widerwärtig, unangenehm im Unterbewusstsein, wie der launig, der eilig über die Hüfte durch das Fenster kragt, und die er recht erkannt worden ist, behält sich dachend, verschwindet.

Teils machen diese launig als Wortbestand der Mundart neben dem Lautbestand das Leben der Mundart aus. Das würde uns weit führen, die Herkunft der einzelnen launig nachzuweisen.

zu gehen, krabben, kriechen und schubben sich die Bäume, Hirschen und reifen ungenährt (ungenährt) die Gänge auf wie ein Pflaster.
Von 12 bis 14 Uhr am frühen Morgen ist bereits die ganze Mal: „Nachschauen, nachschauen, nachschauen gehen wir nicht!“ gepöbelt. Trotzdem halten die Standhelfer bis zur aufgehenden Sonne aus, um dann schweigend, mangelt mit einem Schreie, mit vollstehender Schläure oder gar laut nachschauen zu dürfen, zu frischen, zu krähen und zu schreien.
Und nun ist Knappsteßes Todzeit aus.

Wie es so wahrlich, so menschen die Geschichte der Viehherden so schön ist, aber, was man, es mag es wohl sein, die Viehherden nicht sein, sieht aus-eremne zu trüppert.

Zum Bau der Negebrücken bei Jantoch und Driefen.

Das Jahr 1926 wird für die Geschichte des Negebrückes bedeutungsvoll werden. Sollen doch in diesem Jahre die beiden bedeutendsten Negebrücken neu hergestellt werden, nämlich die Negebrücken bei Jantoch und Driefen. Ein gemeinsames Jubiläumstreffen ist es, daß gerade die beiden Überwege aus der ältesten Zeit fast gleichzeitig mit neuen Brücken versehen werden. Sowohl der Überweg bei Jantoch wie der bei Driefen stammen aus der jenseitigen Elavengzeit. Sie sind also schon über tausend Jahre alt, ja vielleicht schon mehrere tausend Jahre.

Die ältesten Überlieferungen aus der Geschichte des Negebrückes berichten von diesen beiden Negebrücken. Die Natur hat an diesen beiden Stellen aus Überwegen: aber das früher unpassierbare durch geschaffen. In beiden Stellen entstanden nämlich die Bäume im Norden und Süden das Band ein. Die Überwege brauchen nur wenig zu tun, um einen Überweg zu schaffen. Natürlich darf man sich diese ersten Straßen nur in den einfachsten Verhältnissen denken. Ein ausgetretener Pfad, dessen flumpfige Stellen durch Füllmaterial zu durchlässig, war, führte bis an den Fuß. Dort war an einer geeigneten Stelle eine Furt, d. i. eine flache Stelle mit sanftem Untergrunde, die das Überqueren ermöglichte. Am anderen Ufer führte der Pfad dann wieder bis an die Furt.

Zat man auch wenig für die Verbesserung der Straßen, so schufte man sich doch. Schon 1097 wird in einer Urkunde erwähnt, daß die Polen zum Schutz des wichtigen Überweges bei Jantoch eine Furt errichtet hatten. Sie lag auf der Landzunge zwischen Warthe und Nege. Die Pommeren, die auf dem Niederufer der Nege wohnten, hatten eine Furt auf den Höhen errichtet. Lange Kämpfe haben um den Negebrücken bei Jantoch stattgefunden. Viel Blut ist dort geflossen. Hierin bestimmten sich Polen und Pommeren. Das Polen- und Krieger und endlich die Polen und der deutsche Ritterorden. Die Krieger überdrückten auf ihrem Vermählungstag bei Jantoch die Nege zu setzen in die Bismarck. Erst als die Pommeren die Bismarck überdrückten, hatten die Kämpfe um den Negebrücken aus. Friedrich II. (Grafen) ließ um 1450 die erste Brücke über die Nege schlagen. Das nach aufstehende Landberg nahm Jantoch bald seine Bedeutung als Überweg zurück.

Auch der Negebrücke bei Driefen war durch eine Furt geschützt. Der polnische Geschichtsschreiber Dinnich erzählt, daß am Palmsonntag 1092 der Polenführer Boleslaus Hermann auf dieser Straße die Nege überdrückte wollte, nachdem er auf einem Wägenzug aus das ganze Pommerland nördlich der Nege vernichtet hatte. Seine Nachhut wurde von den Pommeren angegriffen. Es kam zu einer sehr blutigen Schlacht. Der Polenführer ist unter den Pommeren zurückgeschlagen, doch hatten sie große Verluste. Boleslaus verfolgte die Pommer nicht, sondern überdrückte bei der Furt Driefen die Nege. Auch in der Folgezeit bedrückt uns die Geschichte überdrückte Kämpfe um den Negebrücken und des Negebrückes. Weil der deutsche Ritterorden diesen wichtigen Überweg an Polen nicht abtreten wollte, fand

er 1410 auf dem Schlachtfeld bei Tannenberg sein Grab.

Beide Straßen wurden in der eben erwähnten Zeit noch nicht mit Wagen belegen. Die Furt bei Jantoch, aber auch die Furt bei Driefen (Krieger) beschränkt sie. Größliche Verbesserungen an den Straßen und die ersten Straßenbauten wurden von den Hofpöbeln ausgeführt.

Im Jahre 1700 führte eine Schmelzstraße bei Driefen über das Negebrück. Auf sieben Brücken überbaute sie die Nege und ihre Nebenarme. Sie verlief ungefähr dort, wo heute der sogenannte „Steindamm“ von Vordamm nach Driefen geht. Als 1763 bei der Schmelzierung der Nege durch den Vordamm ein neues Bett gegraben worden war, mußte auch eine neue Brücke darüber gebaut werden. Der Baubüro Dahn beschränkt in seinen 1780 veröffentlichten „Bericht über den Bau und die Herstellung des Negebrückes“ den Bau dieser Brücke. Er schreibt:

„Nachdem der Kanal bei Vordamm (die neue Nege) fertig und nach seiner völligen Breite und Tiefe ausgegraben, so wurde die Kanalbrücke 1764 nach dem Projekt des Obrist Ritters 180 Jahre lang und 20 Fuß breit von 7 Jahren in eine 100 Fuß lange, 20 Fuß breite, merkwürdige Straße auf Rechnung erbaut. Weil aber gar bald die Erfahrung lehrte, daß die Brücke zu kurz, und das Wasser, wenn die Nege durch die Brücke fließt, sich in der schmalen Öffnung der Straße drängen würde, so wurde diese Kanalbrücke im Jahre 1767 noch um 5 Jahre, überhaupt um 100 Fuß verlängert. Aber diese Verlängerung der Straße war noch nicht hinreichend. Daher sollte 1800 wieder, also 4 Jahre, bis an den Wall verlängert werden mußte.“

Da der Furtbau bei Driefen nach Vordamm in sehr schlechten Zustände war, führte er doch über 7 Brücken, die sämtlich erneuert werden mußten, beschloß man die Anlage eines neuen Furtbaues. Man legte ihn in gleicher Richtung an, nicht weit von der alten Straße. Durch die Verwallung waren verschiedene Arme der Nege trocken geworden, so daß nur zwei Brücken gebaut zu werden brauchten. Die Erde für den Furtbau wurde teils von den an ihm vorbeiführenden Gräben, teils aus dem alten Furtbau angefaßt. Die eine Hälfte der Straße wurde aufgeschüttet, die andere nur mit Sand beschüttet. Die Arbeiten wurden in den Jahren 1764/65 fertiggestellt.

Da die Straßen bei Jantoch und Driefen den Bedürfnissen nicht gewachsen sind, die der neuzeitliche Verkehr an sie stellt, mußten sie bald erneuert werden. Der Pfad mußte es, daß die durch die Geschichte so viel verdorbenen Negebrücken nun auch inkommen geordnet werden. Während man bei Jantoch sich mit dem Bau begnügen hat, werden bei Vordamm erst die Vorbereitungen getroffen.

Der Kuckuckspeichel.

Von C. Weberhoff.

Draußen auf der Warthe- und Negebrücken ist der Frühling eingetretet. Das Wasser verläßt sich langsam und nur in den Nächten leuchtet es noch in satten Blau durch das letzte Grün der letzten Gräser. Und als die Sonne einige Tage jetzt warm vom wolkenlosen Frühlingshimmel herniederfährt, da mischt sich eine andere Farbe in das Grün hinein. Gelblich leuchtet es dem einsamen Wanderer entgegen und einen süßen Geschmack in den gelben Gumpfblätterflammen, um den süßen Blütenstaub einzusammeln.

Nur geranne Zeit wird es dauern, dann wird auf unseren Wiesen eine andere Farbe herniederliegen. Tausende kleiner Blütenkelche öffnen sich, um süßen Honig zu beschaffen. Die Oberhand. Ein kleines, gelbliches Wesen gibt unseren Wiesen vielen fröhlichen Schmutz; es ist das Wiesensammetblatt (Cordaphne pratensis). Wie mag das Pfänzen wohl sein? Die Wesen kommen schon im März. Der Pfänzen wird mit einer Deutung der Namen schnell bei der Hand, und blüht fort man die Meinung vertreten, daß das leuchtende Weiß auf dem

grünen Untergrunde sich trefflich mit den Schmutzgebirgen der Seen vergleicht läßt. Es ist wohl aber doch ein anderer Umstand, der dem Pfänzen zu diesem Namen verholfen hat.

Wegen ihr einmal hinein ins frische Gras und spielen aus einem Strauß der Wiesen Wiesenfinder, um auch in unsere vier Steinwände den Frühling zu tragen, dann werden wir am Stengel des Wiesensammetblattes oft ein eigenartiges Gesicht haben. Klein, eigenartige Schaumklumpen haben an den Stengeln und manche abgetragene Blume wird mit einem gewissen Algen fortgeworfen, da der weiche Schaum wie Speichel aussieht. Der Schaum ist also, wie die kleinen Klumpen auf seine Art, und wie der Schaum, so auch andere Gattungen herhalten soll, so fast man, daß dieser feine Vogel den Schaum an die Pflanzen spielen habe, und er wird kurz „Kuckuckspeichel“ genannt.

Wir wollen aber einmal unseren Algen abwarten und den heiligen Kuckuckspeichel genauer untersuchen. Der Kuckuckspeichel ist wie unter dem Schaum ein kleines grünes oder hellgrün gelbliches Tierchen, das den Schmelz auf den Stengel gebogen hat und der Pfänze die Kräfte entzieht. Das Tierchen ist die Larve eines Insektes, nämlich der Schaumwanne oder der Schaumwanne (Pezomachus pumilus). Hat die kleine Larve dem aufgenommenen Pfänzen die Kräfte entzogen, so scheidet es den Schaum wieder aus und bildet dann die heiligen Klumpen. Das Tierchen hat vier Glieder, die Larve in diesen Schaum ein, denn er schließt sie gegen Vögel und Raubinsekten, auch gegen die heißen Strahlen der Sonne. Aus der Larve entsteht nach mehreren Stadien wieder das Insekt genannte Insekt. Die Schaumwanne treibt sich in der Pfänze des Schaumwanne herum, bis sie in den Schaum unserer Heilmittel Wiesen an. Es ist ein etwa sechs Millimeter großes grünes Tierchen, und es wird oft von den Wiesen für eine kleine Schnecke gehalten. Das Tierchen hat vier Glieder, gefaltete Flügel und ist darum ein „Kuckuckspeichel“.

Die Gemeinschaftsweide.

Wie heute noch in einzelnen Dörfern eine gemeinschaftliche Weide oder Hütung für das gebotene Vieh besteht, so bestand früher in Sonnenburg eine solche, wie aus folgendem Bericht hervorgeht; es flugt die Communität der Bürger und Vorstände gegen die Bauern, Pfaffen und Pfaffen, daß die mehr Schafweide, als ihnen von früher her gestattet, auf die gemeine Hütung treiben, die Besagten sehen ihr Unrecht ein und die Herren Räte der Rürstlichen Heiligkeit, Ober- und Unter-Communität haben, welche Teile mit ihnen beilegen folgender Gestalt vereinigt:

Es haben Besagte sich erboten nurmoßen mehr als jeder fünfzig Hammel und alle begehrt zusammen hundert Stück auf gemeine Weide treiben zu lassen, was die Herren Räte nicht zufrieden gewesen, jedoch mit dem begehrt, daß Besagte der Klager Heide, solange sie nicht aufgeben, sondern für das Vieh nur gebrauch wird, versehen oder der Pfänze gewärtigen sollen. Der Pfänze, daß die Klager Vieh darzu, getrieben wird, selbst den Besagten frey, ihr Hammel darzu füttern zu lassen, und all überall die gemeine Hütung zu genießen. Es levet aber Besagte schuldig ihrem indischen, annehmen, was sie zu thun und alle, was gut und gründe Hammel zu erhalten, auch kein Vieh, so allhier auf der Weide gegangen, an fremde Dörfer zu verhandeln, sondern alles beim Einwohnern allhier um besten zu verkaufen, widerstandslos, für eine halbe Pfänze zu verkaufen. So müssen auch die Besagte ihr Schaf Vieh, welche Klager nicht zu Schaden gehen lassen, auf welchem Fall sie den Klagen auf vorher verlesener Tage zu erscheinen schuldig.

Und dann hatten die Besagten die gemeine Hütung und müssen ihr Vieh durch die Weide führen nicht treiben lassen. Unbündlich mit dem Pfänze die Klager, welche indischen, annehmen

Secret befestigt. Gegeben auf des Herren Meisters Rürliche und Rürliche Ordens Meidens und Schloße zur Sonnenburg den 11. Juli anno 1668.

L. S. des. Cankler Balger von der Marwitz. (Ruben.)

Der letzte märkische Bär.

Von Gustav Meißner.

Im 16. Jahrhundert scheint der Bär in brandenburgischen Landen nicht mehr so häufig aufgetreten zu sein; denn eine im Jahre 1610 erdichtete „Curiositäre Vorlesung“ erwähnt zwar noch Wolf und Fuchs, weiß aber nichts mehr über das Kommen von Bären zu berichten. Sicherlich hätte sie auch diese in gefährlicher Weise genannt und Maßregel erlassen.

Mit Sicherheit steht wohl fest, daß der Bär von Osten her in unsere Mark eingedrungen ist; denn gerade in den östlichen Teilen unserer märkischen Landschaft häufen sich die Fährten an, die mit dem Worte „Bär“ in Verbindung stehen, wie z. B. Bärenholz, Bärenmühl, Bärenkuhl, Bärenmoor, Bärenmühl, Bärenfeld, Bärenbusch, Bärengraben u. a.

Wann der Bär erstmals unsere märkische Heimat heimgesucht hat, läßt sich nicht genau feststellen. Fest steht nur, daß aus der diluvialen Zeit Reste der Bären in der Berliner Umgebung bei Neutölln gefunden worden sind. Noch im Jahre 1897 wurde zu Burg im Spreewald beim Durchstoß des Schloßberges ein sehr großer Bärenschädel gefunden.

Nach als Wapenstier hat der Bär vielfach Verwendung gefunden. Allenfalls ist ja der Wapen der Stadt Berlin mit dem Bären im Felde.

Der letzte märkische Bär soll von dem Standesherrn Johann Siegmund Graf zu Lynar im Jahre 1650 erlegt worden sein, und zwar soll er ihn im Spreewald geschossen haben, da aber die fährlichen Jäger dieses eigenartigen Wild in ihrem Reiter-ungern nicht wollten, schickten sie es in die nächstgelegene Wildbahn.“ Darauf ist der Vorgang zurückzuführen. „Darauf ist der Vorgang zurückzuführen. „Darauf ist der Vorgang zurückzuführen.“



Sage vom ertrunkenen Kind.

In der Neumark pflegt man viel von den Wässern zu erzählen. Wie Wald und Seide und ihre Allen, Schratz, Krobode und Zersche herbergen, so haufen auch in Wog, Flus und See Unholde, von denen der Wässermann als Rinderherd der am häufigsten genannte ist. Der Mensch ist das Ziel der Naturgefahrhaftigkeit, ihn wollen sie besitzen und ziehen ihn darum zu sich in die Finten hinab. So erklären sich die vielen Erzählungen von Flüßeln und Seen, die alle Jahre ein Menschenleben, am liebsten das eines unglücklichen Kindes, haben müssen. Aber das Wasser laßt keinen toten Körper und weise den Leichnam früher oder später ans Ufer, ja sogar das letzte Knöchelchen mußte wieder hervor, wenn es ausruhe gefunden sei. Einmal war ein Kind im See ertrunken. Die Mutter rief Gott an, ihr nun wenigstens die Gebeine zum Begräbnis zu gönnen. Der nächste Sturm erfüllte ihren Wunsch. Und die Mutter trug die Beine in einem Luch zur Erde. Aber, o Mutter, wie sie in das Gotteshaus trat, wurde das Bärbel immer schwerer, und endlich, als sie es auf die Stufen des Altars legte, fing das Kind zu schreien an und machte sich zu heftigsten Erwinen auch dem Tode los. Nur sollte ein Knöchelchen des kleinen Fingers an der rechten Hand, welches aber die Mutter näher noch sorgfältig

aussuchte und fand. Dies Knöchelchen wurde in der Kirche noch lange zum Gedächtnis aufbewahrt.

Die Schiffer und Fischerleute bei R. in reben auch von einem den Oberstrom beherrschenden, unbekannten Wesen, das jährlich sein bestimmtes Opfer haben müsse. Wenn das Schicksal ausgereicht ist, für den werde der Wasserob unterweillich. Manche Gefährte werden dem Menschen nur an einem gewissen Tage im Jahre gefährlich. Die Halloten zu Halle fürchteten besonders den Johannistag. Ein Graf Schimmelmann, so wird erzählt, ging an diesem Tage doch in die Saale und ertrank.



Märkische Kiefern.

Von R. A. Weumann.

Nun hat der Kiefernwald die Lichte aufgesteckt! Zur heiligen Frühlingsfeier schämt sich jetzt der erste, Der still und schweigend, wie ein Mann der Pflicht und Treue, In herder Schlichtheit, seiner selbst bewußt, sich gibt.

Ja, ist der König Mai im Lenz eingezogen, Geleitet von der lichten Birke: Wäpchenhar, Umharmelheit von der lauen Bäume Kosenmund, Von Blütenbäumen, Schmetterlingen, Jubelschall:

Dann will auch unsre schlichte, stille Kiefer nicht Dem hergen Jüngling ihre Kuldigung verlagern, Und sonder Brunten schmückt sie ihre Zweige fein all, Die nadelspigen, mit der hellen Ferkensier.

Wie ernst und feierlich strahlt nun der ganze Wald! — Wer schaut es aber? — Nicht der Mensch große Menge; Die meidet, ja verachtet wohl die „Eden“ Kiefern, Wie eben der stillen Mann der ersten Pflicht. Jedoch du, Kiefernwald, bist allen lieb und traut, Die edle Marke sind von allem Schrot Ihr Wesen steht dem Reinen: still und ernst und schlicht. —

Du alter Märkischer Wald, der Herrgott schüße dich!



Die zehn Gebote des Naturschutzes.

1. Du sollst die Natur, die dich durch ihre Schönheit erfreut, nicht schädigen.
2. Du sollst für deine Sammlungen von Blumen, Schmetterlingen und dergleichen nur so viel mitnehmen, wie du wirklich brauchst.
3. Du sollst die Natur nicht durch weggerodene Blumen, Papier und sonstige Abfälle verschandeln.
4. Du sollst keine überflüssigen Sammlungen anlegen, weder von Pflanzen, noch von Schmetterlingen, Käfern oder sonst etwas, wenn du dich nicht ernstlich damit beschäftigen willst.
5. Du sollst auf die Mitnahme von Naturfossilien, deren Bestand dadurch gefährdet wird, überhaupt verzichten und bedenken, daß auch noch andere sich daran erfreuen wollen.
6. Du sollst niemals Pflanzen mit den Wurzelfen ausreißen oder ausgraben.
7. Du sollst von Bäumen oder Sträuchern Zweige nicht abreißen, sondern sie nötigenfalls mit einem scharfen Messer oder mit der Schere abschneiden.
8. Du sollst beim Abpflücken der Blumen darauf achten, daß die Blätter nicht beschädigt wird und noch Blüten daran bleiben.

9. Du sollst die Ninde der Bäume niemals als Stammholz benutzen.

10. Du sollst Kinder und unverständige Erwachsene zur Schonung der Natur anhalten.



Der Held von Jamaika 1848.

Jamaika! Schändes Dörchen, Was langjährig stand, Dein Name stets aus Neue Gar große Kunde weilt Von Friedrich Rex, dem Großen, Den echten deutigen Mann, Der ohne Blutvergießen Das Barbarendt gewann.

Doch noch von einem andern Sagt dir dies Lied Bescheid, Der wie sein großer König Ein Held war jederzeit. Das war der Bädagoge, Der Kantor Rechenberg, Der ohne Furcht und Jagen Verfaß sein Lebenswerk.

Wenn er Gesichte lehrte Kon lieben Vater Friedrich, Kon seinen Heldenanten, Humor und Ischterns Ruh, Dann lauchten trotz die Wüdn Gelbpaß auf jedes Wort; Begeisterung und Liebe Miß ja die Dergen fort.

Da hoch! Welch' bange Kunde Flog sich von Dorn her: „Der Polen“, schrie man, „kommen Gleich einem branden Meer; Mit Brand und wildem Worten Sind sie vom Weichselstrand In Breugen eingestiegen Schon nach dem Barbarendt.“

Von Schweig bebedt ein Vöte Gilt nach Jamaika, „In Sonnenburg sind die Horden, Sie haufen kühnlich da, Die Hüter alle brennen, Und um und um herum, Nicht schlag, ihr lieben Leute, Sonst schlagen sie euch tot.“

Drauf jornte viel der Alte, Der Kantor Rechenberg: „Reicht mir die lange Finte, Mich rüst ein andrer Wert, Nach mir den großen Kober Ganz voll mit Proviant, Und dann mit Gott zum Kampfe Fürs teure Heimatland!“

Solz von der wack're Rede Zur Holldammröde küß, Kein Vöte soll's es wagen Fühler je zu ziehn. Den Finger stets am Hahne, So hielt er Tag und Nacht Auf einsam Hüteln Wöden Die treu'n Heimatsknecht.

Doch als der große Kober So laute wurde leer Und auch kein Vöte mähle, Da kulturiert er's Gadeh, Reht trotz mit seinem Schritte, Umher von Wöden, Zu seinen lieben Kindern Heim nach Jamaika.

So lang des Dörchens Kluren Dich grüß'n in Feld und Au, Du trichen Wäpchenfänger, Wird's sein der Borgmann, Wird man den Helben preisen, Veressen nie sein Wert, Wird doch das Lied erklingen Vom Kantor Rechenberg!

Friedrich M. a. b.

Schiffelung: Paul D. a. m. s.